

Architekturwirklichkeiten VI: Vorarlberg

Wer rastet, fliegt raus

Auf dem Weg in die postindustrielle Gesellschaft ist Vorarlberg den übrigen österreichischen Bundesländern einen Schritt voraus. Postindustriell bedeutet keineswegs, dass hier nichts mehr produziert würde. Aber selbst in der Textilindustrie, die aus ihrer Krise längst wieder auf ein umsatzmäßig niedrigeres, dafür aber höchst profitables Niveau gefunden hat, heißt der eigentliche Rohstoff „Wissen“. Dass es in Vorarlberg weniger Haupterwerbsbauern gibt als in Wien, hat Symbolcharakter: Die Wissensgesellschaft legt ein spürbar verschärftes Tempo vor, genauso wie es die Industriegesellschaft der agrarischen gegenüber getan hat. Ihre eigentliche Triebfeder ist nicht das Wissen an sich, sondern die Jagd nach dem Wissensvorsprung, und der geht im globalen Wettbewerb schnell verloren. Am Ende des Gesprächs brachte es einer der Teilnehmer auf den Punkt: „Wer in dieser Spirale mitmarschiert und vorne dabei sein will, ist ein Getriebener. Da gibt es kein Rasten, denn wer rastet, fliegt raus.“ Für die Architektur hat diese Dynamik Konsequenzen: Es ist kein Zufall, dass sich der griechische Begriff für Haus, „oikos“, auch im Begriff der Ökonomie wiederfindet. Die viel gelobte Kultur der Vorarlberger „Häuslebauer“ ist eine Kultur der Effizienz, in der das „Häusliche“ eine Doppelnatur aufweist: Es steht immer noch für Heimat und Stabilität, entwickelt sich aber zugleich immer mehr zum Spielstein in einem alle Lebensbereiche erfassenden Monopoly. Dass die Vorarlberger Bauerschule sich von der Kultur der Einfachheit und Vergänglichkeit, der sie sich in den frühen achtziger Jahren verpflichtet fühlte, so radikal verabschiedet hat, beweist ein ausgeprägtes Sensorium für gesellschaftliche Trends. Der Leitbegriff der Effizienz, auf höchstem Niveau zum Ausdruck gebracht, prägt heute in der Vorarlberger Architektur Produktionsbedingungen und Produkte, vom Einfamilienhaus bis zum Bürogebäude. Dass eine jüngere Generation formal auch in den Niederlanden reüssieren könnte, wie etwa Marte und Marte mit ihrem Bürogebäude im Lustenauer Millenniumspark, ist kein Bruch mit der bisherigen Vorarlberger Entwicklung, sondern deren konsequente Fortführung. Für den Landschaftsraum im Rheintal bedeutet der Übergang zur postindustriellen Gesellschaft eine Transformation vom Ländlichen in eine Suburbanität ohne Zentrum, die erst langsam ins Bewusstsein der Öffentlichkeit rückt und sich als zentrale Planungs- und Gestaltungsaufgabe der nächsten Jahre erweisen wird. Unter suburbanen Randbedingungen eine Baukultur zu schaffen, die sich nicht nur vom Objekt, sondern auch vom Freiraum her definiert, verlangt eine radikale Hinterfragung der Begriffe, mit denen im Städtebau üblicherweise agiert wird. Ob das Rheintalkonzept, das gerade unter Federführung des Vorarlberger Architekturinstituts entsteht, den Anstoß für eine solche Grundsatzdebatte geben kann, werden die nächsten Jahre zeigen.

Christian Kühn

Kühn: Ich möchte dieses Gespräch mit einer Geschichte vom anderen Ende des Landes beginnen: In Hainburg in Niederösterreich wurde kürzlich nach einer wochenlangen Kampagne der Kronen Zeitung, in der von „Betonmonster“, „Wahnsinnsprojekt“ und „architektonischem Super-GAU“ die Rede war, der Bau eines Besucherzentrums für den Nationalpark Donau-Auen gestoppt. Der Entwurf für das Projekt, eine Art Aussichtsturm aus Stahl, Glas und Beton, der einen mittelalterlichen Wehrturm teilweise überbaut hätte, stammte von Coop Himmelb(l)au. Es kam zu einer Volksbefragung, die mit 60 Prozent Ablehnung endete, allerdings bei nur 36 Prozent Beteiligung. Der Gemeinderat sprach sich zwar neuerlich für das Projekt aus, aber die Betreibergesellschaft gab schließlich auf, um das Image des Nationalparks nicht zu ruinieren, obwohl sie schon eine halbe Million Euro investiert hatte. Wäre eine solche Entwicklung heute auch in Vorarlberg möglich?

Berchtold: Wenn 60 Prozent der abgegebenen Stimmen sich gegen ein Projekt aussprechen, dann ist das auch bei 36 Prozent Beteiligung eine anzuerkennende Mehrheit. Die anderen hätten ja zur Abstimmung gehen können.

Ritsch: Ob man Architektur immer einer demokratischen Abstimmung unterwerfen soll, ist eine grundsätzliche Frage. Ich kenne die Vorgeschichte von Hainburg nicht, aber bei uns würde sich ein Betreiber jedenfalls rechtzeitig absichern und die Bevölkerung seriös und konsequent informieren, bevor er eine halbe Million Euro in ein Projekt investiert.

Kühn: Eine seriöse Diskussion ist sehr schwer zu führen, wenn die Gegenseite von „Wahnsinnsprojekten“ und von „Todesfalle für seltene Vogelarten“ spricht. Gibt es nicht in Vorarlberg eine andere Art des Umgangs mit Architektur in den Medien? Die wöchentlichen Sendungen, die Roland Gnaiger Ende der achtziger Jahren im Lokalfernsehen gemacht hat, werden zum Beispiel oft als ein wichtiger Faktor für die Akzeptanz zeitgenössischer Architektur im Land genannt.

Mathis: Ich kann nur für die Vorarlberger Nachrichten sprechen, aber so eine Kampagne würde hier sicher nicht ankommen. Das heißt nicht, dass wir keine pointierten Aussagen aus der Bevölkerung bringen. Da sehen wir sogar unsere Aufgabe darin. Bei der Diskussion über das



Foto Nikolaus Walter

Cooperative (Dietmar Eberle, Wolfgang Juen, Markus Koch, Norbert Mittersteiner): Wohnanlage „Im Fang“, Höchst (1978–1979)



Foto privat

Wilfried Bertsch

Hochhaus im Millenniumspark in Lustenau, das ja jetzt nicht mehr zur Debatte steht, ist auch von „Monster“ gesprochen worden: Das war mit 85 Metern eben ein extremes Projekt, zumindest für das Rheintal.

Hämmerle: Vor 20 Jahren war die Terminologie bei uns nicht ganz unähnlich. Da hat man von „Hasenstall-siedlungen“ gesprochen, von „Seilbahnstationen“ und „Schachteln“.

Ob man Architektur immer einer demokratischen Abstimmung unterwerfen soll, ist eine grundsätzliche Frage.

Kaufmann: Zu der Zeit, als ich hier angefangen habe, Mitte der sechziger Jahre, wäre so etwas wie in Niederösterreich eher möglich gewesen. Ich weiß nicht, was inzwischen passiert ist, ob irgend jemand die Bevölkerung erzo-gen hat oder ob sie einfach etwas aufgeschlossener geworden ist. Ich kann mich erinnern, wie der Bezirks-hauptmann mit seinem Chauffeur durch die Lande gefah-ren ist, und mir sind die Bewilligungen entzogen worden für meine ersten Projekte: das Jagdhaus in Hinterreuthe und die Volksschulen. Die hatten nicht das entsprechende Dach und nicht die entsprechende Form und die richtigen Fenster. Das war ein Drama, auch in der Bevölkerung in diesem ländlichen Raum. Meine Nachbarn haben mich nach der Kirche nicht mehr begrüßt.

Kühn: Wann war das?

Kaufmann: 1965. Mein Schwager und mein Onkel haben ähnliche Sachen gemacht, in Reuthe eine Werk-stätte, eine Halle überhaupt ohne Bewilligung. Und so ist natürlich der Name zusätzlich in Verruf gekommen. Ich bin dann aus dem Bregenzwald nach Dornbirn hinaus, und dort ist es mir sehr gut gegangen. Heute sehe ich keine Probleme mehr und glaube, dass der Vorarlberger verhält-nismäßig tolerant ist.

Ritsch: Ich glaube, dass die Vorarlberger tatsächlich zu einer anderen Sicht zur Architektur erzo-gen wurden. Das hat sicher mit dem Auftreten der sogenannten Bau-künstler zu tun, obwohl es eher ein unterbewusster Pro-zess war. Die Diskussionen zwischen den Etablierten und den Baukünstlern sind durch die Medien transportiert

worden, und das muss irgendwie bei den Leuten hängen geblieben sein. In der breiten Bevölkerung gibt es bei uns ein viel größeres Verständnis für Architektur, bis zum Ein-familienhausbauer hinunter.

Salzmann: Das ist ein ganz wichtiger Punkt. Man hat damals nicht versucht, über öffentliche Vorzeigeprojekte Interesse für Architektur zu entwickeln. Der Sinn für qua-litativ hochwertige Architektur wurzelt im Wohnbau, in den Einfamilienhäusern der Mittelschicht und im innovati-ven Siedlungsbau. Daraus resultiert auch diese hohe Akzeptanz in der Bevölkerung.

Kühn: Es gibt diesen Mythos von der „Bottom-up“-Bewegung in Vorarlberg, die nicht von der Politik geprägt wurde wie etwa in der Steiermark, sondern von einer Initiative von unten, von engagierten Bauherren und Architekten.

Rein: Das ist kein Mythos. Die „Seilbahnstationen“ und „Hasenkisten“ sind nicht deshalb akzeptiert worden, weil man sich halt damit abgefunden hat, sondern die Leute haben erkannt, dass in dieser neuen Architektur der Mensch im Mittelpunkt steht. Der wahre Fortschritt ist das Innenleben der Häuser, und es geht den Bewohnern dieser Häuser nicht darum, ihre Nachbarn damit zu beein-drucken oder zu schockieren. Dazu kommt noch der ökolo-gische Aspekt, der die Akzeptanz dieser neuen Architektur massiv gesteigert hat.

In der breiten Bevölkerung gibt es bei uns ein viel größeres Verständnis für Architektur, bis zum Einfamilienhausbauer hinunter.

Mathis: Der praktische Mehrwert hat den Ausschlag für diese Akzeptanz gegeben. Deshalb ist die Akzeptanz auch so stabil. Die Politiker haben die Bewegung später mitgetragen, aber das mussten die Architekten – vor allem die „Baukünstler“ – erst erkämpfen, weil die Lan-desstellen in den Anfängen nicht immer mit dieser Archi-tektureinverstanden waren.

Kaufmann: Ich verstehe nicht, warum die „Bau-künstler“ immer so in den Vordergrund gestellt werden. Für die Architektur ist das Thema Baukünstler meiner Ansicht nach nicht wichtig. Das war ja vor allem eine



Matthias Ammann

Gegnerschaft zur Ingenieurkammer. Mich hat das nie interessiert, Kampfstimmung zu verbreiten.

Kühn: Die Gegnerschaft zur Kammer war doch nicht das einzige Thema, das die Baukünstler als Gruppe verbunden hat. Otto Kapfinger schreibt im Architekturführer Vorarlberg von einem „sozialen und beruflichen Ethos, das auch in entsprechenden baulichen Konzepten zum Vorschein kam“.

Kaufmann: Es hört sich immer so an, als ob die Baukünstler etwas Besseres gewesen wären – obwohl ich das so nie von ihnen gehört habe, aber man hat es oft so dargestellt, bis heute. Das war keine kollegiale Sache damals.

Der Sinn für qualitativ hochwertige Architektur wurzelt im Wohnbau, in den Einfamilienhäusern der Mittelschicht und im innovativen Siedlungsbau. Daraus resultiert auch diese hohe Akzeptanz in der Bevölkerung.

Ritsch: Ich war nie der Meinung, dass die Baukünstler etwas Besseres sind. Das war auch nie der Ansatz.

Kaufmann: Wenn ich an den Schriftverkehr von damals denke, sieht das schon etwas anders aus. Den kann man sich ja aus den Landesarchiven herausuchen, wenn einen das interessiert. Da sind doch auch Eitelkeiten im Spiel. Zwischen Architekten und Baumeistern ist es dasselbe Theater. Das interessiert in Wirklichkeit niemanden. Jeder soll seine Arbeit anständig machen, da wäre die Energie besser eingesetzt.

Hämmerle: Aber dass in breiteren Bevölkerungsschichten über Architektur diskutiert wurde, war ein Verdienst der Baukünstler.

Kaufmann: Das gebe ich zu, sie haben einen frischen Wind hineingebracht, keine Frage, aber das hätten sie so und so können.

Ritsch: Es ging damals nicht nur um Architektur, sondern auch um soziale Zusammenhänge, um alternatives Wohnen, Selbstbau. Es gab eine Werkstätte im Haus, es gab Selbstorganisation, Dinge, über die zu diesem Zeitpunkt anderswo nur geredet wurde. Aber wir haben das



Peter Zumthor: Kunsthhaus Bregenz

gebaut. Das war nicht so unumstritten, wie das heute oft dargestellt wird. Die Siedlung Nachtgärtle war eine totale Provokation, auch für die örtliche Bevölkerung, die Siedlung Im Fang ebenfalls. Aber es gab eine Kollegialität im Austausch, eine Diskussionskultur.

Das Klima in Vorarlberg ist heute so offen, dass fast alles möglich ist. Das sieht man am Beispiel des Kunsthauses von Peter Zumthor oder an den Projekten, die Hans Hollein und Jean Nouvel realisieren konnten.

Kühn: Das ist der wichtige Unterschied: In Hainburg sind Coop Himmelb(l)au ja an der angeblichen „totalen Provokation“ gescheitert, nach dem Motto: Wenn die mit ihrer Architektur unbedingt provozieren wollen, dann sollen sie damit woanders hingehen.

Ritsch: Das ist eine ganz andere Art von Provokation. Bei uns ist das Umfeld letzten Endes doch stärker in Absprache zueinander.

Kühn: Hätten Coop Himmelb(l)au überhaupt eine Chance, in Vorarlberg ein Projekt zu realisieren?

Greußing: Kaum. Im privaten Bereich wird sich keiner finden, der die Kosten tragen kann, weil sie sich nur schwer umlegen lassen. Im öffentlichen Bereich könnte es sein, dass man sich das leisten möchte, aber ich kann es mir kaum vorstellen.

Hämmerle: Da ist der Vorarlberger zu pragmatisch und zu ökonomisch und ökologisch denkend.

Salzmann: Im Einfamilienhausbereich kann ich mir durchaus vorstellen, dass sich jemand ein Haus von Coop Himmelb(l)au bauen lässt. Die zuständigen Behörden stehen solchen Projekten grundsätzlich nicht im Wege, sonst gäbe es zum Beispiel keine „Wolke“ von Hugo Dworzak, die ja auch nicht den gängigen Klischees entspricht.

Ritsch: Das Klima in Vorarlberg ist heute so offen, dass fast alles möglich ist. Das sieht man am Beispiel des Kunsthauses von Peter Zumthor oder an den Projekten, die Hans Hollein und Jean Nouvel realisieren konnten. Vielleicht wird nicht jeder Unfug akzeptiert: Ein gewisser Nutzwert, eine gewisse Brauchbarkeit wird verlangt, aber



Foto PRISMA Dornbirn

Gewerbegebiet Milleniumspark Lustenau



Foto privat

Peter Greußing

ich wüsste auch nicht, warum Zaha Hadid nicht hier bauen könnte oder andere Kollegen, die sehr expressiv arbeiten. Natürlich liegt das größere Interesse in Vorarlberg immer beim Nutzen, also beim Verhältnis zwischen Aufwand und Ergebnis beziehungsweise Gebrauchsfähigkeit. Das haben solche Gebäude nicht explizit, aber so wie sich unsere postindustrielle Gesellschaft zur Dienstleistungsgesellschaft entwickelt, die eher eine städtische Kultur hat, ist eigentlich aus meiner Sicht alles offen.

Kühn: Wird in Vorarlberg auch die Frage des ökologischen Bauens unter dem Begriff der Effizienz abgehandelt?

Bertsch: Historisch gesehen wurde das Thema Ökologie bei uns von der Seite des Energieverbrauchs her aufgerollt. Die ersten Bestrebungen dazu gab es vor etwa 20 Jahren, seit 1987/1988 wurden Pilotprojekte über den Landeswohnbaufonds gefördert und 1989 offiziell in die Richtlinien der Wohnbauförderung aufgenommen. Damit war Vorarlberg beim Energiethema den anderen Ländern weit voraus. Wenn sie jetzt die Ö-Normen ansehen, dann stammen die Kennzahlen aus unserer Arbeitsgruppe „optimierter Wohnbau“. Mitte der neunziger Jahre erfolgte dann als logischer nächster Schritt die Einbeziehung von Haustechnik und Warmwasseraufbereitung. Wir haben jetzt drei klare Säulen: Heizwärmebedarf, direkte ökologische Maßnahmen und Haustechnik, also Warmwasseraufbereitung und Heizungstechnik. Der nächste Schritt, der gerade in Diskussion ist, ist die Einbeziehung von Maßnahmen in Richtung Gesundheit, also die Baubiologie und eine verstärkte Förderung der Althausanierung. Bisher haben wir unsere Förderungsrichtlinien immer mit großem Konsens mit den Fraktionen beschlossen.

Natürlich liegt das größere Interesse in Vorarlberg immer beim Nutzen, also beim Verhältnis zwischen Aufwand und Ergebnis beziehungsweise Gebrauchsfähigkeit.

Kühn: Wie hat die Bauindustrie auf diese Maßnahmen reagiert?

Greußing: Großteils positiv. Die attraktive Wohnbauförderung hat ja zu einem Schub an Baumaßnahmen geführt, wobei die Förderung so hohe Anforderungen gestellt hat, dass die Bauherren fast zwangsläufig einen

Architekten gebraucht haben, um die volle Unterstützung zu bekommen. Natürlich muss auch das Handwerk, die ganze Bandbreite der Gewerke, ein entsprechend hohes Niveau haben. Oft hat man gerade bei Sanierungen gesehen, dass da außergewöhnliche Dinge entstanden sind, und das hat Folgewirkungen gehabt.

Mathis: Ich würde das etwas differenzierter sehen: Als die K-Werte in der Bautechnikverordnung hinaufgesetzt wurden, hat sich die Ziegelindustrie mit Händen und Füßen dagegen gewehrt.

Aber was sicher ein Thema werden sollte, ist generell das Bauen mit der Landschaft – das ist mehr, als nur ein Haus in die Landschaft zu setzen.

Bertsch: Die Bautechnikverordnung stellt aber immer noch weit geringere Ansprüche in dieser Hinsicht als die Wohnbauförderung. Eigentlich müsste die gesetzliche Materie längst nachziehen, damit das Thema Ökologie nicht nur im Wohnbau präsent ist, sondern auch überall sonst, vor allem im gewerblichen Bau. Im Wohnbau haben wir ja heute schon rund 70 Prozent der geförderten Objekte in der Förderungskategorie Öko 1 (entspricht einem Energiesparhaus mit direkten ökologischen Baumaßnahmen, einer solaren Warmwasseraufbereitung und einer verträglichen Heizungstechnik) und wollen in nächster Zeit auf 80 bis 90 Prozent kommen. Die Zahlen beziehen sich auf den Neubau; Die Althausanierung schließt da erst langsam an.

Kühn: Manche Kritiker dieser Förderungspraxis behaupten, dass 100 ökologische Einfamilienhäuser weniger ökologisch sind als ein normales Mehrfamilienhaus mit 100 Wohnungen. Spielen Raumordnungs- und Verkehrsfragen bei dieser Förderung eigentlich auch eine Rolle?

Rein: Wir fördern ja nicht nur Einfamilienhäuser, sondern auch gemeinnützige Bauträger, die zirka 30 bis 50 Wohnungen pro Jahr errichten. Auch die gemeinnützigen Bauträger müssen unsere ökologische Anforderungen erfüllen, um Förderungsmittel zu erhalten.

Kühn: Aber insgesamt ist Vorarlberg doch geprägt von einer Einfamilienhausbebauung, die sehr in die Fläche



Marina Hämmerle

geht. Die wirklich kompakten, energietechnisch optimierten Lösungen haben Baumschlager/Eberle exportiert. Warum findet man solche Wohnbauten in Innsbruck und St. Pölten, aber nicht in Vorarlberg selbst?

Rein: Da muss ich widersprechen: In Vorarlberg gibt es rund ein Drittel Eigenheime, in Niederösterreich sind es wesentlich mehr.

Salzmann: Aber die Wohnbauförderung zielt nur auf das Gebäude an sich ab. Die raumplanerische Seite wird damit nicht gelöst.

Bertsch: Sie wird insofern mitgenommen, als die Nachverdichtung bei den Ökopunkten eine Rolle spielt. Für Verdichtung in den Ortskernen gibt es höhere Fördersätze. Aber was sicher ein Thema werden sollte, ist generell das Bauen mit der Landschaft – das ist mehr, als nur ein Haus in die Landschaft zu setzen.

Salzmann: Dazu müsste sich ein Bewusstsein für die Vielfalt der Siedlungsräume entwickeln, in denen wir bauen. Prozesse wie z. B. die Entsiedelung der Bergregionen und die gleichzeitige Verdichtung der Tallagen sollten differenziert betrachtet werden. Um das steuern zu können, braucht man ein Instrument, das es bis heute nicht gibt.

Bertsch: Soll man das über ein Gesetz versuchen? Es hat sich bisher bewährt, in einem ersten Schritt über die Förderung zu steuern und nicht über Gesetze.

Rein: Mit der Wohnbauförderung haben wir ein sehr effizientes System, die Menschen dorthin zu lenken, wo wir die Schwerpunkte sehen. Wer durch ökologische und verdichtete Bauweise die Förderung optimal ausnutzt, kommt auf bis zu 1000 Euro Wohnbauförderung pro Quadratmeter: So eine Förderung finden Sie wahrscheinlich in ganz Europa nicht. Von der ökologischen Bauweise profitieren alle. Das ist eine Investition in eine gesunde Umwelt und damit in unsere Zukunft. Die Raumordnung ist sicher ein sensibler Punkt: Einfamilienhäuser haben einen gewissen Charme, sie bieten Wohnqualität, und schließlich geht es den Menschen darum, Eigentum zu besitzen. Es ist nicht möglich, alle Anforderungen in den Förderrichtlinien zu berücksichtigen. Das politische Ziel ist es, Grund und Boden zu sparen. Dieses Ziel dürfen wir nicht



Marte.Marte.Architekten: Produktionsgebäude SIE, Millenniumspark Lustenau

aus den Augen verlieren, erreicht werden kann es aber nur in kleinen Schritten. Wenn der Widerstand gegen gewisse Maßnahmen in der Bevölkerung zu groß wird, hat man politisch nicht die Kraft, das umzusetzen. In Vorarlberg sind die Menschen die bisher gesetzten kleinen Schritte mitgegangen, und eine Solaranlage auf dem Dach genießt mittlerweile einen höheren Prestigewert als eine Satellitenschüssel.

Ritsch: Die Vorarlberger sind nicht so viel anders als andere Mitteleuropäer: Wenn jemand einen Mehrwert bekommen kann, wird er ihn auch einfordern. Das gelingt aber nur, wenn es genug qualifizierte Planer gibt, die das umsetzen können. In Vorarlberg gab es 1980 weniger als 50 Architekturbüros, heute sind es 150. Bauen wird immer komplexer, vielleicht schwieriger, und auch die relativ hohen Baukosten in Vorarlberg sind eine Herausforderung. Da ist das Know-How der Planer gefragt.

Es ist nicht möglich, alle Anforderungen in den Förderrichtlinien zu berücksichtigen. Das politische Ziel ist es, Grund und Boden zu sparen.

Kühn: Was heißt relativ hohe Baukosten?

Kaufmann: 30 bis 40 Prozent höher als in Ostösterreich.

Bertsch: Von Seiten der Förderung liegt im sozialen Wohnbau der Grenzwert für die Baukosten bei 1400 Euro, im privaten Wohnbau bei 2000 Euro pro Quadratmeter Nutzfläche.

Kühn: Wenn die maximale Förderung unter Ausnutzung aller Ökopunkte 1000 Euro beträgt, dann werden ja unter Umständen mehr als zwei Drittel der Baukosten durch die öffentliche Hand finanziert.

Bertsch: Nein, die 1000 Euro sind auf die 2000 Euro im privaten Bereich zu beziehen. Bei den Gemeinnützigen gibt es feststehende Sätze, die bei 670 bzw. 740 Euro liegen, je nach ökologischem Standard.

Rein: Wenn wir die Förderungen aus finanzpolitischen Gründen reduzieren müssten, wäre es sehr schwierig, architektonische Visionen umzusetzen. Aber es geht ja



Foto Nikolaus Walter

Wolfgang Juen: Wohnanlage Nachtgärtle, Fußach (1982–1984)

nicht mehr nur um die Linderung von Wohnungsnot, sondern um die Erhaltung einer gesunden Umwelt für unsere Nachkommen. Das ist ein soziales Anliegen, das uns etwas wert sein muss.

In Vorarlberg sind die Menschen die bisher gesetzten kleinen Schritte mitgegangen, und eine Solaranlage auf dem Dach genießt mittlerweile einen höheren Prestigewert als eine Satellitenschüssel.

Berchtold: Das führt mich zu einer Neudefinition des Berufsbildes des Architekten, dass er vor allem soziale Strukturen, ein soziales Umfeld baut.

Rein: Lass ihn doch Architekt sein. Sozialarbeiter haben wir genug.

Ritsch: Die wichtigste Voraussetzung ist, dass in Vorarlberg sehr viele Menschen von der Architektur und vom Bauen leben und sich dabei auch selbst weiterentwickeln wollen. Die Wohnbauförderung allein schafft noch keine Architektur.

Rein: Der Wettbewerb zwischen Bauherren und Planern in Bezug auf die Steigerung der Qualität hat sich von den Förderungen verselbstständigt und hat dazu geführt, dass sich bei uns in den letzten Jahrzehnten eine kritische Masse an Qualitätsarchitektur entwickelt hat.

Ammann: Laut Aussage von Willi Förster vom Tourismusverband Vorarlberg bringt der Architekturtourismus heute eine Umwegrentabilität von 23 Millionen Euro ins Land. Die wichtigsten Gründe für einen Besuch in Bregenz sind an erster Stelle die Festspiele und schon an zweiter Stelle der Architekturtourismus in Verbindung mit dem Kunsthaus.

Hämmerle: Auch in den kleineren Gemeinden hat man erkannt, dass man mit guter Architektur Staat machen kann. Fast jede Gemeinde verfügt mittlerweile über einen Gestaltungsbeirat. In den letzten zehn Jahren wurden mehr Feuerwehren, Gemeindesäle und Kindergärten errichtet als in den fünfzig Jahren davor. Jede noch so kleine Gemeinde versucht Akzente zu setzen, Wettbewerbe zu veranstalten, sich mittels Architektur zu profilieren.



Leopold Kaufmann

Foto privat

Kühn: Wenn man Projekte der letzten Jahre im kommunalen Bereich betrachtet, dann hat man den Eindruck, dass sich ein sehr hoher Standard des Alltäglichen etabliert hat. Die Gemeinden versuchen sich in der Regel durch die Qualität der Ausführung zu übertreffen, aber nicht durch außergewöhnliche konzeptionelle Ansätze. Da scheint das Motto der Baukünstler – „Einfach bauen“ – mit seinen Konnotationen des Unspektakulären, Direkten und Anständigen noch zu gelten. Im Bereich der kommerziellen Bauten sieht die Situation etwas anders aus. Ich habe heute eine Baustelle für ein neues Bürogebäude von Marte und Marte im Millenniumspark in Lustenau besucht, ein spektakulärer Würfel in der Dimension von 25 mal 25 Metern Seitenlänge. Da geht es eindeutig um formale Exklusivität im globalen Wettbewerb um die Aufmerksamkeit des Publikums. Ist das ein Trend, der die Vorarlberger Architektur verändern wird?

Ritsch: Architektonisch wird der Millenniumspark nicht von diesem Gebäude getragen, sondern vom Saeco-Gebäude. Das ganze Areal ist als High-Tech-Campus geplant, der ein Modell sein könnte, wie man großflächige Gewerbegebiete im Landschafts- und Grünraum entwickelt.

Kühn: Ich möchte kurz bei der gestalterischen Frage bleiben. Auf dem Gelände gibt es neben dem Würfel eine Halle für eine Catering-Firma, eine einfache Kiste, aber mit einer von Peter Kogler gestalteten, in der Nacht beleuchteten textilen Hülle überzogen. Das ist eine Suche nach starken Effekten, die nicht zum bisherigen Image der Neuen Vorarlberger Architektur passt. Die anderen Gebäude auf dem Campus – abgesehen von dem um einiges älteren Alcatel-Gebäude von Baumschlager/Eberle, das wie das verkleinerte Modell eines drei Mal so großen „Corporate Headquarters“ aussieht – wirken auf mich routiniert auf einem hohen Niveau, irgendwie austauschbar. Im kommunalen Bereich hatte ich einen ähnlichen Eindruck vom neuen Rathaus in Dornbirn.

Kaufmann: Das ist eine humorlose Architektur. Ich traue mich das ja kaum zu sagen, aber bei dem Haus reizt es mich schon, ein paar Balkönchen dranzukleben.

Ritsch: Die Baukultur war bei uns immer getragen von einem starken Konsens über künstlerische Qualität. Das war die Basis, die von der Gebäudequalität bis hin zur



Markus Berchtold

Raumplanung alles getragen hat: das Seestadion in Bregenz, die Schiffsanlegestelle, das Kunsthaus. Das Rathaus in Dornbirn ist insofern eine traurige Ausnahme, als es diesen Konsens in keiner Weise mehr herausfordert, nur noch affirmativ ist. Die bewusste kulturelle Gegenposition zum Etablierten war aber für die Neue Vorarlberger Architektur eine der Grundintentionen.

Kühn: Woher kommt der Konsens über Qualität, den Sie ansprechen?

Ritsch: Mit der Textilindustrie hatte man in Vorarlberg immer einen wichtigen Wirtschaftsbereich, der eng mit Design, mit Gestaltung verbunden war. Diese Tradition hat die Industrie fortgesetzt, und gerade in der Kombination von Industrie und neuer gewerblicher Tätigkeit entstehen oft interessante neue Konzepte, zum Beispiel bei Hämmerle Steinebach.

Die Baukultur war bei uns immer getragen von einem starken Konsens über künstlerische Qualität.

Kaufmann: Die alten Fabriksgebäude dort gehören als Ensemble zu den schönsten Architekturen, die ich kenne. Das ist ganz selbstverständlich, unspektakulär, und ich frage mich, warum wir dieses Anziehende, das ich nicht benennen kann, in unseren neuen Häusern so schwer zustande bringen. Das ist so einfach, dass man glaubt, ein achtjähriges Kind kann es aufzeichnen. Aber man muss halt ein bisschen genauer hinschauen: Es ist so selbstbewusst, so gut proportioniert.

Ritsch: Das Spannende an dieser Architektur ist, dass sich niemand um Abstandsflächen und alle diese Reglements gekümmert hat, die wir zum Beispiel im Millenniumspark verfolgen. Da waren andere Parameter bestimmend, die Wasserkraft, die man optimal ausnutzen konnte, indem man mehrgeschossige Produktionsstätten errichtet hat; aber formal auf jeden Fall anständig, weil auf dem Briefpapier der Firma Hämmerle dann halt auch ein Gebäude drauf sein musste. Der Zugang zum industriellen Bauen war damals viel unverkrampfter als heute: Einige Unternehmer haben ihre Hallen schlüsselfertig in England gekauft und hier aufstellen lassen.

Greubing: Aber wenn es die Firma Hämmerle heute



Architekten Walser und Werle: Zubau Rathaus Dornbirn

noch gäbe, wie es sie damals gegeben hat, würde sie nur noch Flächen im Erdgeschoss haben wollen. Da wird es mit den guten Proportionen schon schwieriger.

Rein: Verglichen mit Gewerbeparks in anderen Ländern haben wir auch auf diesem Gebiet eine sehr gute Architektur.

Kaufmann: Aber jetzt wird sie langweilig.

Rein: Darauf muss man sicherlich achten, man kann auch in Schönheit sterben. Verglichen mit Italien, Deutschland oder Niederösterreich, wo viele Betriebsgebiete mit einer grauenhaften Lieblosigkeit gestaltet sind, hat sich bei uns im Gewerbebau sehr viel getan. Nicht durch Zwang, sondern durch den freiwilligen Wettbewerb, Betriebsgebäude einladend zu gestalten. Sofern es von den Produktionsabläufen her möglich ist, wird versucht, mehrgeschossig zu planen. Der Wirtschaftsstandort Vorarlberg hat schon genug Wettbewerbsnachteile für die Wirtschaft, da kann man eine bestimmte Bauweise nicht erzwingen.

Bertsch: Die Flachbauten sind für mich Bodenverschwender. Wo immer es möglich ist, sollte man im Interesse des Grünraums dichter bauen. Das gilt auch für den Wohnbau. Wir stellen fest, dass viele ältere Menschen wieder in die Stadt zurückwollen, wo sie eine bessere Infrastruktur vor der Tür haben. Das führt indirekt zur Verdichtung: Damit die Wohnungen barrierefrei sind, brauche ich eine Geschoßanzahl, bei der sich ein Lift rechnet.

Jede noch so kleine Gemeinde versucht Akzente zu setzen, Wettbewerbe zu veranstalten, sich mittels Architektur zu profilieren.

Kühn: Alle diese Faktoren werden die Urbanisierung verstärken, die heute schon deutlich im Rheintal zu spüren ist. Man spricht von solchen Agglomerationen manchmal abwertend als „Siedlungsbrei“, aber ich habe den Eindruck, dass hier eine neue Form von Urbanität entsteht, die vielleicht andere Qualitäten hat als die klassische Stadt. Gibt es dazu im Land Konzepte, diesen Raum neu zu interpretieren, wie es etwa die Niederländer nach dem Verschmelzen von Städten wie Amsterdam, Den Haag und Rotterdam mit ihrem Randstadt-Konzept getan haben?



Baumschlager-Eberle: Saeco-Gebäude, Millenniumspark Lustenau

Berchtold: Im Vorarlberger Architekturinstitut ist Raumplanung ein Schwerpunktthema. Wir wollen die Menschen über den Begriff „Lebensraumqualität“ ansprechen, also Architektur umfassender betrachten und nicht nur auf das einzelne Gebäude beschränken. In der Raumplanung ist in den letzten 30 Jahren viel passiert, aber nur wenig kommuniziert worden.

Die bewusste kulturelle Gegenposition zum Etablierten war aber für die Neue Vorarlberger Architektur eine der Grundintentionen.

Rein: Wir sind gerade in der ersten Diskussionsphase über ein Rheintalkonzept. Für mich als zuständigen Landespolitiker ist es wichtig, dass man sich mit diesem Thema auseinandersetzt. In den letzten 30 Jahren hat sich im öffentlichen Bewusstsein in Bezug auf die Raumplanung nicht viel getan. Vor 1976 war Raumordnung überhaupt kein Thema, da hat jede Gemeinde mehr oder weniger getan, was sie wollte. Die Landesgrünzone war ein erster Schritt, mit dem man versucht hat, Siedlungsränder zu definieren. Jetzt müssen wir weitergehen und versuchen, den Raum über die Gemeindegrenzen hinaus zu ordnen. In den kleinen Regionen, etwa im Bregenzerwald ist das weniger problematisch, aber im Rheintal hat ein harter Wettbewerb zwischen den Gemeinden stattgefunden.

Kühn: Aber das Land verhält sich doch selbst nicht anders: Für die Firma Alpla ist erst kürzlich ein Stück Landesgrünzone in Bauland für eine Fabrikserweiterung umgewandelt worden.

Rein: Das ist eine Frage der Prioritätenreihung. Wenn ich vor die Alternative gestellt werde, ob ein Betrieb auf der Suche nach 50.000 m² Grundfläche im Land bleibt oder ins wenige Kilometer entfernte Ausland abwandert, dann entscheide ich mich für den Wirtschaftsstandort Vorarlberg. Alpla ist ein Einzelfall, wo keine andere Expansionsmöglichkeit für das Werk möglich war als in die Grünzone.

Kühn: Aber wird so eine Entscheidung nicht Folgewirkungen in anderen Gemeinden haben?

Rein: Im Fall der Firma waren keine anderen Ausbaumöglichkeiten gegeben. Wir haben im Land eine unglaublich hohe wirtschaftliche Dynamik. Jeder zweite Euro wird



Marianne Mathis

im Export verdient, und das BIP verzeichnet hohe Wachstumsraten. Da kann man nicht sagen, ein Betrieb soll aufhören zu wachsen, der ist jetzt groß genug. Da in Vorarlberg nur 20 Prozent der Fläche bebaubar sind, sind wir gezwungen, auf engstem Raum einen Wirtschaftsstandort zu verwirklichen.

Kühn: Wer erarbeitet das Rheintalkonzept?

Rein: Das Vorarlberger Architekturinstitut hat von der Raumplanungsabteilung den Auftrag erhalten, Möglichkeiten für eine „Vision Rheintal“ zu entwickeln.

Kühn: Ich finde es interessant, dass bei einem so heißen Thema die Federführung vom Land auf einen Verein übertragen wird. In Innsbruck ist die Hochhausstudie auch von der Planungsabteilung der Stadt an das Architekturforum Tirol ausgelagert worden. Sind das heiße Kartoffeln, die man lieber nicht im Haus haben möchte?

Rein: Nein, überhaupt nicht. Vorarlberg ist das Land in Österreich mit der schlanksten Verwaltung. Mit den vorhandenen 19 Mitarbeitern in der Raumplanungsabteilung kann man eine so große Aufgabe nicht zusätzlich bewältigen.

Verglichen mit Gewerbeparks in anderen Ländern haben wir auch auf diesem Gebiet eine sehr gute Architektur.

Hämmerle: Das ist a priori nicht negativ zu sehen für die Diskussion, wenn so ein Prozess aus der Behörde ausgelagert wird.

Berchtold: Der erste entscheidende Punkt ist, dass überhaupt ein Bewusstsein zum Thema Siedlungsraum gebildet wird, dass sich die Problematik deutlicher herauskristallisiert. Die bestehenden Strukturen – alte Ortskerne, Gewerbegebiete, Shopping Malls, usw. – sind heute in einem neuen Zusammenhang zu sehen, weil es dichter, enger wird und vielleicht auch das wirtschaftliche Wachstum an seine Grenzen gelangt. Das heißt, wir müssen uns damit auseinandersetzen, wie sich z. B. die Rheintal-Grünzone im Verhältnis zu Rheintal-Autobahn und zum öffentlichen Personennahverkehr definiert. Diese Verknüpfung von Stadt und Land ist ein Prozess, der schon seit Jahrzehnten stattfindet und jetzt immer deutlicher



Manfred Rein

erkennbar wird. Das müssen wir vorrangig den Menschen vermitteln. Wir sind überzeugt, dass es dafür auch Visionen braucht, so ähnlich wie in Holland, wo aus diesem Stadt-Land-Thema neue Themen der Verdichtung entwickelt wurden. Der Millenniumspark ist ein solcher Versuch mit einer neuen Dichte, es gibt andere Versuche, wie der Interpark Focus im Gebiet von Klaus, Röthis. Auch im Walgau gibt es Ansätze, Gewerbegebiete mit gemeinsamen Bebauungsplänen und Konzepten zu erschließen.

Das ist eine Wertfrage, ob es uns gelingt, die wirtschaftlichen Werte, mit denen wir uns weltweit identifizieren, auf das Wohnen mit der Landschaft umzusetzen.

Kühn: Gemeinsam heißt, dass mehrere Gemeinden sich das Steueraufkommen des gesamten Areals teilen?

Rein: Ja. Das einzige Problem bei diesen grenzüberschreitenden Projekten ist, dass die meisten Flächen schon verbaut sind. Es gibt kaum noch Gebiete, wo 100.000 m² zusammengelegt werden können, um etwas Gemeinsames zu machen. Ein Beispiel entsteht gerade nördlich von Dornbirn, wo durch die B200 ein neues Gebiet mit 320.000 m² für Industrie und Gewerbe zur Verfügung gestellt wird und die Gemeinden Schwarzach, Wolfurt und Dornbirn zusammenwachsen.

Kühn: Bei diesen Entwicklungen kann doch nicht jeder gewinnen. Gibt es auch Verlierergemeinden?

Rein: Es wird oft behauptet, die großen Gemeinden werden immer größer und reicher, aber das stimmt nicht ganz. Im Finanzausgleich bekommen die kleinen Gemeinden relativ mehr als die großen. Für kleine Gemeinden in den Talschaften ist es aber oft schwer, eigene Steuermittel zu erwirtschaften. Das Problem ist, dass jede Gemeinde glaubt, dieselbe Struktur haben zu müssen wie die anderen.

Bertsch: Vielleicht kommen wir doch einmal zu einer überörtlichen Raumplanungssituation, wo wir wirklich in Regionen denken und neue Mittel des Finanzausgleichs schaffen, um diese Konkurrenz der Gemeinden um Betriebe zu reduzieren.

Rein: Der Finanzausgleich ist kein Wundermittel, das



Hugo Dworzak: Terminal V, Lauterach

alle Probleme löst. Aber es ist ganz klar, dass über die Nebeneffekte von Steuern und Abgaben Raumordnung betrieben wird. Ich bin froh, dass es die Getränkesteuern nicht mehr gibt, weil jede Gemeinde versucht hat, einen Getränke-Discounter an die Gemeindegrenze zu setzen. Etwas anderes ist die Konkurrenz bei infrastrukturellen Einrichtungen wie zum Beispiel der Feuerwehr: Eine Berufsfeuerwehr in Dornbirn könnte problemlos die umliegenden Gemeinden von Hohenems bis Lustenau mitversorgen, wenn man sie gut situiert. Dies würde aber einen groben Eingriff in die soziale Struktur der betroffenen Gemeinden bedeuten.

Kühn: Ergibt sich aus diesen Traditionen nicht gerade im Rheintal eine besondere Spannung zwischen dem ganz Lokalen, Begrenzten, und der größeren Agglomeration?

Salzmann: Ja, das ist sehr zweischneidig. Auf der einen Seite gibt es die globale Ausdehnung, vor allem wirtschaftlich, auf der anderen Seite ist der Wohnort prägend, und den Kern bildet dann immer noch das Eigenheim.

Ritsch: Es gibt wenige Regionen, die so stark begrenzt sind wie Vorarlberg. Zumindest sind wir gewohnt, in Grenzen zu denken. Das mentale Bild, das wir von der Region haben, beschränkt sich auf ein halbes Tal, weil die andere Hälfte gehört ja nicht dazu. Die ist Ausland. Auf der anderen Seite gibt es noch einmal eine Autobahn, eine Eisenbahn und so weiter. In keiner Schweizer Unterrichtskarte ist die Hälfte von Vorarlberg drauf, da wird einfach abgeschnitten in der Mitte des Rheins, und bei unseren Karten genauso. Das ist fast ein Symbol für dieses Denken in Grenzen.

Ein Verlierer ist für mich die Landschaft, der Naturraum. Man hat Vorarlberg in den letzten 20, 30 Jahren sehr stark auf Kosten des Naturraumes entwickelt. Der Gewinner war die Vorarlberger Wirtschaft.

Salzmann: Dazu muss man wissen, dass das St. Galler Rheintal eine Randlage vom gleichnamigen Kanton ist. Das ist aus schweizerischer Sicht Provinz, während für uns das Rheintal der Mittelpunkt ist.

Ritsch: Und auf der anderen Seite gibt es inzwischen



Wolfgang Ritsch

eine extreme Mobilität, die alle Grenzen sprengt. Jeder Vorarlberger weiß, was er in München, Zürich, Mailand und St. Gallen kaufen kann.

Bertsch: Wir müssen lernen, uns stärker mit der Region zu identifizieren. Vorarlberg ist ein wirklich kleines Land, da hat es keinen Sinn mehr zu sagen, ich komme aus Dornbirn-Schoren. Das ist eine Wertfrage, ob es uns gelingt, die wirtschaftlichen Werte, mit denen wir uns weltweit identifizieren, auf das Wohnen mit der Landschaft umzusetzen.

Das ist ein Teil der Urbanisierung, sich genau zu überlegen, wo gesellschaftliche Entlastungszonen situiert werden sollen.

Berchtold: Wir haben zuvor über Gewinner und Verlierer in der Raumplanung gesprochen. Ein Verlierer ist für mich die Landschaft, der Naturraum. Man hat Vorarlberg in den letzten 20, 30 Jahren sehr stark auf Kosten des Naturraumes entwickelt. Der Gewinner war die Vorarlberger Wirtschaft. Da wurden Prioritäten gesetzt, und das Land hat enormen wirtschaftlichen Erfolg gehabt. Aber langsam entwickelt sich ein Bewusstsein, dass Landschaft einen Wert hat. Das betrifft nicht nur den großen Zusammenhang der Rheintal-Grünzone, sondern auch kleine Stadtteilparks, wie sie jetzt in Dornbirn entstehen. Das heißt, man beginnt auch kleine Grünräume wertzuschätzen. Das ist ein Teil der Urbanisierung, sich genau zu überlegen, wo gesellschaftliche Entlastungszonen situiert werden sollen.

Bertsch: Das ist eine eigene Gestaltungsaufgabe, wieder Freiraum zu schaffen, inklusive Rückbau. Italienische Städte leben ja vor allem von den Plätzen – vom freien Raum – nicht so sehr von der Architektur. Wir müssen da nach neuen, grünen oder freien Zonen in Orten und damit nach neuen Qualitäten des Lebensraumes suchen.

Berchtold: Ich denke, dass wir für Vorarlberg völlig neue Instrumente der Lebensraumplanung entwickeln müssen. Einerseits sind das Ausgleichszahlungen, auch mit Naturwerten, andererseits neue Formen der Kommunikation mit den Bürgern wie Symposien, öffentliche Zusammenkünfte, auch im Internet. Wir haben gemeinsam mit den Vorarlberger Nachrichten rund 200 impulsgebende



Geli Salzmann

Persönlichkeiten zu einem internen Internetforum zusammengeschlossen, in dem Architektur und Raumplanung diskutiert und öffentlich publiziert werden. Aus dieser Auseinandersetzung soll auch eine neues Verständnis für die Lebensraumkultur entstehen. Ein anderes Projekt ist die Entwicklung einer gemeinsamen Vision für das Rheintal mit intensiver Öffentlichkeitsarbeit.

Bertsch: Gibt es da einen Zeithorizont für die „Vision Rheintal“? Ändern wird sich ja erst etwas, wenn ein Resultat vorliegt, das von allen akzeptiert wird.

Berchtold: Wir rechnen mit drei bis vier Jahren für diesen Prozess.

Kühn: Wie sehen die nächsten Schritte dafür aus?

Berchtold: Das ist eigentlich sehr klar vorgegeben. Es wurde eine Steuerungsgruppe eingerichtet, die aus Vertretern der einzelnen Gemeinden, aus Fachexperten aus den Abteilungen des Landes, der Raumplanung und der Stadtplanung besteht. Diese Steuerungsgruppe wird das Thema über die nächsten drei Jahre intensiv begleiten und einzelne Aufträge an Planer vergeben. Kommenden Juni wird es ein Symposium geben, bei dem wir eine Bestandsaufnahme vorstellen und debattieren und zugleich einen Ausblick in die Zukunft geben wollen, was dieser Sprung weg von den Einzelgemeinden hin zu einer gesamten Region bedeuteten könnte, welche Potenziale da drin stecken.

Kühn: Gibt es auf der politischen oder amtlichen Ebene Symbolfiguren, die sich mit dem Projekt identifizieren, wie etwa beim Emscher-Park im Ruhrgebiet, und auch ihren Kopf dafür hinhalten, dass am Ende mehr herauskommt als eine lange Diskussion?

Rein: Politisch stehe ich hinter diesem Prozess. Die Diskussion wird sehr spannend und sicherlich emotional geführt werden. Das ist gut so: Wenn man dieses Thema nicht aufgreift, weil man Angst hat, die Leute zu erschrecken, dann käme am Ende nicht mehr heraus als viel Papier und vielleicht ein paar neue Einsichten.



Foto: Markus Berchtold

Matthias Ammann

1959 geboren in Bludenz
 Jura-Studium in Innsbruck
 Unilehrgang BWL für Juristen in Schloss Hofen
 Umweltreferent der Wirtschaftskammer Vorarlberg,
 Generalsekretär Handel
 Notariatsanwärter
 Derzeit Geschäftsführer der Qualitätsgemeinschaft Vorarlberger Holzbau

Markus Berchtold

1972 geboren in Andelsbuch
 HTL für Maschinenbau
 Studium der Raumplanung an der TU Wien, TU Lulea und Uni Dortmund
 Projektleitungen und Mitarbeit in der Regionalentwicklung und bei Bauträgern
 Seit 2000 Geschäftsführer des vorarlberger architektur instituts

Wilfried Bertsch

1953 geboren in Lustenau
 1981 Promotion Rechtswissenschaften Universität Innsbruck
 1981 Landesgericht Feldkirch
 1982–1984 Vorarlberger Landesdienst in den Abteilungen Inneres und Verkehr
 1984–1985 Polizeireferent bei der Bezirkshauptmannschaft Bregenz
 1986–1991 Finanzabteilung und Leiter des Abgabenamtes von Vorarlberg
 Seit 1991 in der Wohnbauförderungsabteilung, seit 1992 Abteilungsleiter

Peter Greußing

1952 geboren
 Absolvent der HTBLA- Krems
 1980 Baumeisterprüfung
 Seit 1972 im Unternehmen Rhomberg Bau als Bau-, Projekt- und Abteilungsleiter tätig
 Derzeit Geschäftsführer für den Bereich Hochbau bzw. Wohnbau

Marina Hämmerle

1960 geboren in Lustenau
 1978–1987 Studium Innenarchitektur/Architektur an der Hochschule für Angewandte Kunst, Wien
 1992–1994 Spanien
 Tätigkeit in diversen Architekturbüros
 Seit 1995 Zusammenarbeit mit Wolfgang Ritsch, Dornbirn sowie Dietrich | Untertirfaller Architekten, Bregenz
 Seit 2002 Präsidentin der Zentralvereinigung der Architekten, Landesverband Vorarlberg

Leopold Kaufmann

1932 geboren in Reuthe, Bregenzerwald
 1955–1960 Studium der Architektur an der Technischen Universität Graz
 Seit 1965 eigenes Architekturbüro in Dornbirn
 Realisation von zahlreichen Projekten: Industrie- und Gewerbebau, öffentliche und private Anlagen, kirchliche Bauten sowie Transport- und Verkehrsbauten (Rüfikopfbahn, Lech/Arilberg; Seilbahn Rodund und andere)
 Zahlreiche erste Preise bei Architekturwettbewerben

Marianne Mathis

1955 geboren in Bregenz
 Seit 1974 Redakteurin der Vorarlberger Nachrichten
 Themenschwerpunkt: Erhaltung der Lebensqualität durch ressourcenschonenden Umgang mit den Lebensgrundlagen

Manfred Rein

1948 geboren in Dornbirn,
 Handelsschule Feldkirch, Meisterprüfung für Platten- und Fliesenleger
 1980 Gründung des eigenen Unternehmens
 politische Laufbahn:
 1980–1994 Stadtvertreter in Dornbirn
 1985–1994 Stadtrat in Dornbirn
 Seit 1995 Landesrat
 Aufgabenbereiche: Allgemeine Wirtschaftsangelegenheiten, Wirtschaftsrecht, Raumplanung und Baurecht, Wohnbauförderung, Verkehrsrecht

Wolfgang Ritsch

1956 geboren in Dornbirn
 HTL für Möbelbau in Mödling, 1976 Meisterprüfung als Tischler
 Studium an der staatlichen Akademie der bildenden Künste Stuttgart
 1982 Diplom bei Prof. Heinz Mohl
 Seit 1982 eigenes Atelier in Dornbirn
 Zeitweise Zusammenarbeit mit Rudolf Wäger und Siegfried Wäger, Hans Purin, Bruno Spagolla sowie mit Nägele & Waibel
 Mitglied der Gruppe Vorarlberger Baukünstler
 1989–1998 Dozent für Architekturentwurf an der Liechtensteinischen Ingenieur-Schule in Vaduz
 1993–1998 Vorstandsmitglied der Zentralvereinigung der Architekten Österreichs, Landesverband Vorarlberg
 Seit 1997 Obmann des vorarlberger architektur instituts

Geli Salzmann

1968 geboren in Dornbirn
 Bis 1995 Studium der Architektur an der TU Wien
 Mitarbeit bei Prof. Anton Schweighofer
 Seit 1996 eigenes Architekturbüro in Dornbirn
 Bis 1997 Vertragsassistentin der Universität Innsbruck am Institut für Städtebau und Raumplanung
 Bis 2001 Zürich Studium der Raumplanung, ETH Zürich

Architekturwirklichkeiten: Eine Serie der Architekturstiftung Österreich in Kooperation mit ARCHITEKTUR & BAU FORUM und der Tageszeitung Der Standard. Wir danken der Bundes Immobilien Gesellschaft (BIG) für die Unterstützung dieser Gesprächsreihe.